Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 12

Artikel: Die Blumenbrücke
Autor: Demolder, Henriette / Wolff, W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671294

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

versagten ihre Einfälle nie. Auch heute geriet sie so sehr in ihr Element, dass ganz unversehens schon das letzte Kärtchen geziert war. Welches — gehörte nun Bascht? Nun hatte sie ganz vergessen . . . Ja, in allen lag gleichviel Liebe. Mit einem festen Entschluss nahm sie einfach eines aus dem Häufchen, und mit einem noch festeren setzte sie sogar «Maurer» auf Baschts Adresse. Er war zwar seinerzeit schon im zweiten Lehrjahr aus der Stelle gelaufen. Aber immerhin, zu Mutters Siebzigstem . . .

Allein schon der Umstand, dass seit Bethlis Konfirmation zum erstenmal sich wieder alle Ausgeflogenen im Elternhaus trafen, gestaltete den Tag richtig feierlich. Ja, alle waren erschienen. Auch Sebastian. Er steckte sogar — Gott mochte wissen, wo er ihn geliehen hatte — in einem neuen, reichlich weiten Anzug. Seine Nase freilich war immer noch die alte . . . Aber er gab sich sichtlich Mühe, sein holpriges, hagebüchenes Wesen ein bisschen gehobelt zur Schau zu tragen. Auf Grund dessen mühten sich neun andere ebenso redlich, den Bruder in ihm zu sehen — und für heut zu vergessen.

Nun fielen die Früchte von Erikas Idee: Christian, der Schreiner, schleppte einen riesigen Karton aus seinem Auto hervor, und als man alle Hüllen und weiteren Kartons, einer stets kleiner als der andere, entfernt hatte, hielt die Mutter zwei reizende, in Farben aufgenommene und zierlich gerahmte Kinderbildchen in ihrer Hand. Werner trug ein selbstverfasstes Gedicht mit solcher Inbrunst vor, dass die Mutter zu Tränen gerührt wurde. Er hatte in seiner Jugend davon geträumt, Dichter zu werden. Heute arbeitete er auf dem Steueramt. Aber anscheinend dichtete er trotzdem . . . Auch Fridolin, Bauer im Nachbardorfe, gab sich originell. Mutter war stets Liebhaberin von Bienenhonig. Aber Hans, der jetzige Töbelihöfler, mied ängstlich alles, was Stacheln besass. Weil daher das alte Bienenhaus seit Jahren leer stand, brachte Fridolin der Mutter ein unbefristetes Abonnement auf Bienenhonig. Hans seinerseits hatte trotz der Angst vor den Immen keinen schlechteren Einfall. Er trug ein junges Obstbäumchen, die Wurzeln sorglich verpackt, aus dem Schopfe herauf. «Du kannst bestimmen, wo es gepflanzt werden soll, Mutter. Zu deinem Fünfundsiebzigsten wollen wir dir dann die ersten Aepfel auf den Tisch legen. Röseler — deine Lieblingssorte.»

Erika hatte natürlich nebst ihrer Idee auch noch eine Gabe, ein hübsches Landschaftsaquarell, überreicht. Aber am gespanntesten war man doch, als nun Bascht mit seiner roten Nase und im fremd flatternden Anzug zur Mutter trat. Er war der drittjüngste von allen — aber er sah wie ein verkommener Onkel aus. Nichtsdestoweniger nannte ihn die Feiernde, wie ehedem, mit liebevoller Betonung: «Sebastian».

«Mir hat nichts einfallen wollen, Mutter», stammelte jetzt dieser Sebastian, und die langen Arme baumelten ihm wie Fremdkörper von seinen Schultern. «Bis gestern spät. Da ist er nochmals zu mir gekommen. Und aufs Mal fällt's mir ein: Vielleicht wird das die Mutter freuen, wenn ich endlich unterschreibe! Und ich unterschrieb ihm . . .»

Der letzte Satz war gleich einem Klagelaut. Und doch schwang etwas in dieser Klage mit, als hätte Bascht die unseligste Bürde seines Lebens von sich geworfen. Ruckartig, halb Bitte und halb Befehl, wandte er sich plötzlich an die Geschwister: «Jetzt müsst ihr mir aber nochmals beistehen — ihr alle zusammen, sonst geht es nicht. Ja, ich meine, mit dem, wo Erika in die Kärtchen gelegt hat. Ein bisschen davon braucht man einfach . . .»

Erst antwortete ihm ein betroffenes Schweigen. Erika hatte von allen am raschesten die Situation erfasst. «Ja», sagte sie leise. Und jetzt flüsterten acht andere: Ja, Bascht, wir wollen . . .»

Denn mit einem Mal wusste jedes: Er hatte die Liebe gemeint.

Die Blumenbrücke

von Henriette Demolder

Robert, Student der Pharmakologie, eilte nach Hause, um rasch seine schriftlichen Arbeiten für morgen zu erledigen. Die mündlichen mochten bis zum Abend warten. Wichtiger, viel wichtiger als sie war die Verabredung mit Lisette, die er um siebzehn Uhr im Park wiedersehen sollte . . .

Nun war es soweit. Er wusch sich Hände und Gesicht, rückte vor dem Spiegel die Krawatte zurecht, sprühte ein wenig Kölnisch-Wasser über sein Taschentuch, und sprang die Treppe hinunter. Unterwegs machte er

in einem Blumenladen Halt, liess dort Rosen und Nelken zu dem schönsten Strauss zusammenbinden, den er je gesehen hatte. Dieser Strauss war der schönen Lisette wahrhaft würdig.

Er blickte auf die Uhr: noch eine Viertelstunde! Sein ungestüm drängendes, ungeduldiges Herz hatte ihn allzu früh angetrieben! So nahm er denn auf der Bank Platz, zu der Lisette kommen wollte, legte den Blumenstrauss neben sich und wartete.

Die Zeiger wanderten mit quälender Langsamkeit über das Zifferblatt; erreichten die «5», wanderten weiter . . Aber keine Lisette liess sich blicken.

Eine ältere Dame setzte sich neben ihn. Sie trug mit unauffälliger Eleganz ihr einfaches Kleid. Ihr freundliches Gesicht war von ergrautem, lockigen Haaren gleichsam eingerahmt.

Ihre Blicke fielen auf die durch die Umhüllung sichtbaren Blumen und ihre Augen trübten sich, während ein schmerzliches Lächeln um ihren Mund spielte. Dachte sie an die eigene Jugend zurück, da auch auf sie einmal ein junger Mann, Blumen in der Hand und Liebe im Herzen, auf einer Bank im Park gewartet hatte?

Ein Kichern, das schnell zu schallendem Lachen anwuchs, liess beide, Robert und die alte Dame, aufblicken. Die alte Dame kannte die drei jungen Mädchen nicht, die hinter ihnen, Arm in Arm spöttisch lachend, vorbeigingen. Aber Robert zuckte schmerzlich zusammen; ihm war, als führe ein schmerzender Stich durch sein Herz: In der Mitte lief Lisette — dieselbe Lisette, die ihm gestern, auf dem Wohltätigkeitsfest, zu kommen versprochen hatte. Dass sie so kommen würde, hatte er freilich von dem schönen Mädchen nicht gedacht . . .!

Aus! Vorbei!

Er nahm den Strauss auf und überreichte ihn seiner Nachbarin: «Darf ich Ihnen diese Blumen geben? Vielleicht machen sie Ihnen ein wenig Freude . . .»

Die alte Dame errötete: «Freude? Oh gewiss! Freude würden die schönen Rosen und Nelken mir ganz gewiss machen . . . Aber wollen Sie sie nicht lieber Ihrer Frau Mutter schenken?»

Robert schüttelte unmutig den Kopf: «Die würde mich höchstens . . . auslachen! Und in Gegenwart ihrer Freundinnen vielleicht noch!»

Die alte Dame reichte Robert die Hand: «Sie können sich gar nicht denken, wie lieb mir die Blumen gerade heute sind! Meine Enkelin, eine Waise, mit der ich zusammenwohne, wird heute achtzehn Jahre alt. Darf ich ihr diesen Strauss geben? Oder besser: Kommen Sie doch mit! Geben Sie selbst ihr die Blumen! Vieleicht macht Ihnen das ein wenig Freude — nach der schmerzlichen Enttäuschung, deren Zeuge ich soeben, ohne es zu wollen, war . . .»

Robert zögerte einen Augenblick. Dann nickte er. «Sie haben recht. Ich gehe gern mit Ihnen. Sie wissen mit wenigen Worten zu trösten . . .»

Der Weg war kurz. Nach wenigen Minuten schon standen sie vor dem Haus, in dessen zweitem Stock die Dame mit ihrer Enkelin wohnte. Robert, der sich inzwischen vorgestellt hatte, wusste bereits, dass das junge Mädchen Jacqueline hiess.

«Nehmen Sie Platz, Robert!» sagte die alte Dame. «Jacqueline wird bald kommen. Seit ein paar Wochen arbeitet sie in einem Büro; und sie ist sehr stolz, jetzt selbst Geld zu verdienen — obwohl sie mir, wie sie sehr genau weiss, nicht zur Last fällt.» Und eifrig stellte sie die ihrer Hülle entnommenen Blumen in einer Vase auf den Geburtstagstisch, auf dem neben einer Torte und ein paar Kleinigkeiten ein silbernes Armband in einem geöffneten Etui lag.

Während die alte Dame geschäftig ein drittes Gedeck auf den Tisch legte, hörte man die Haustür gehen, eilige Füsse die Stufen emporsteigen. Und im Türrahmen erschien ein frisches, blondes junges Mädchen — vielleicht nicht so blendend-schön wie die Lisette, aber hübsch in ihrem einfachen Kleid, und mit offenen sympathischen Zügen.

Jacqueline küsste innig ihre Grossmutter, reichte dem jungen Mann etwas erstaunt die Hand, wandte sich dann dem Tisch zu. «Wie schön!» sagte sie, ihr Gesicht in den duftenden Blumen verbergend.

Mit ein paar raschen Worten erzählte die Grossmutter ihrer Enkelin die Geschichte des Blumenstrausses. Verstehend und teilnahmevoll reichte Jacqueline Robert still die Hand zum Trost.

Robert fühlte sich hier rasch heimisch. Und er schüttete den beiden sein Herz aus: Bei ihm zuhause war es anders; jeder lebte für sich; seine Mutter hatte Interesse nur für ihren Coiffeur, ihre Schneiderin, ihre Freundinnen. Die Zeit ging wie im Fluge dahin — dieselben Zeiger, die beim Warten auf der Bank so langsam gegangen waren . . .»

Sie haben mir über eine schmerzliche Stunde hinweggeholfen!» sagte er beim Abschiednehmen. «Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür! Aber ich habe noch eine Bitte; wollen Sie mir diese erfüllen? Erlauben Sie mir, wiederzukommen!»

«Ja, gern!» klang es aus beider Mund.
Jacqueline begleitete Robert die Treppe hinunter. Als er auf die Strasse hinausschritt, reichte sie ihm noch einmal die Hand: «Auf Wiedersehen morgen, Robert!»
Robert fühlte sich wie von einer schweren Last befreit, sozusagen erlöst. Ein warmes Gefühl, das weit mehr war als blosse Dankbarkeit, nahm von seinem Herzen Besitz. Jacqueline . . . ach, Jacqueline, liebe Jacqueline . . .
Drei Monate später verlobten sich die zwei jungen Menschen.
Ein Jahr später, nach bestandenem Examen, trat Robert in die Apotheke seines Onkels ein.
Nun konnte er seine Jacqueline heimführen. Die Grossmuter sollte bei ihnen wohnen: «Du musst unseren Kindern doch die Geschichte von den Blumen erzählen, sagten sie lachend; von den Blumen, die uns zueinander geführt haben . . .»

(Aus dem Französischen von W. Wolff)

Die Pfeife

von P. Hächler

Schon früh begann ich Pfeife zu rauchen, wie der Vater und Grossvater es getan. Wenn sich einer eine Zigarette anzündete, holte ich in ganz jungen Jahren stolz meine Pfeife aus der Tasche und steckte sie etwas wichtig und geniesserisch in Brand. Die alte Pfeife galt mehr als alles andere und liess sich mit Zigaretten gar nicht vergleichen.

Wer Pfeife raucht, so sagte ich mir, verpafft selten Zigaretten und umgekehrt. Es waren zwei Gattungen, die Pfeifen- und die Zigarettenraucher und ich hätte um keinen Preis mit der andern «Klasse» getauscht.
Immer war die Pfeife der treueste Begleiter. Im Reisegepäck mochte alles mögliche fehlen, die Pfeife vergass ich nie. Fein schmeckte sie im Abteil des internationalen Expresszuges, während draussen die Landschaft vorbeiflog, herrlich war sie am Meer und freudig biss ich in das verkaute Mundstück, wenn der Gipfel eines Kletterberges erreicht war. Die Bergler sahen die Pfeife gerne; wir tauschten oft Tabak aus, und in Italien, wo nur alte Leute Pfeife rauchen, betrachtete man mich als «straniero» aus dem Norden. Egal ob beliebt oder nicht, die Pfeife blieb in der Rocktasche und dampfte bei jeder Gelegenheit.
Die Jahre vergingen, der zweite Weltkrieg kam, und die Pfeife war am Ende der Grenzbesetzung alt, etwas schitter und unansehnlich geworden. Mancher Kamerad munterte mich auf: «Tu doch das alte Ding weg und kaufe dir eine neue!» Mit jedem hinzukommenden Jahr liebte ich die alte Pfeife mehr. Auf der nächtlichen Wache im Aktivdienst glimmte sie heimlich um so inniger, denn man sah ihren Schein nicht, wie bei einer brennenden Zigarette oder einem Stumpen. Wie gut schmeckte doch erst recht die verbotene Pfeife.
Da ereignete sich kurz nach Kriegsende etwas sehr Bedauerliches. Wir Soldaten betreuten ein Interniertenlager in der Linthebene. Der lange Aktivdienst wurde etwas gemütlicher, sofern der Herr Bataillonskommandant weit weg war. Die Lager erstreckten sich vom Vierwaldstätter- bis an den Zürichsee und an die wilde Linth, wo wir gelegentlich badeten. Unsere Internierten gaben nicht viel zu schaffen, so genossen wir die Tage in Ruhe und Beschaulichkeit.
Doch eines Tages nahte das Verhängnis. Der Herr Major tauchte unerwartet am frühen Morgen in unseren Baracken auf und rüttelte die verschlafene Mannschaft an der Linth aus ihrer Geruhsamkeit.
Flugs waren wir aus dem Stroh am Brunnen, dann in den Kleidern und noch vor dem Frühstück mit den Waffen auf der Uebungswiese beim Exerzieren. Erst nach dem traditionellen Kakao am Morgen fanden wir uns selbst wieder, keuchend, verstaubt und schwitzend. Da half alles Schimpfen nichts: Dienst ist Dienst! Der Gewaltige hatte sich verzogen um andere Lager heimzusuchen, so wollte ich die Pfeife aus der Tasche nehmen.
Aber sie war zerbrochen. Ich musste in der Hast am Morgen auf ihr herumgetreten sein, denn sie befand sich in der Rocktasche, die jeden Abend zusammengerollt wurde, um als Kopfkissen zu dienen. Wahrscheinlich bemerkte ich beim Anziehen diesen Uniformteil nicht und zerdrückte mit den schweren Schuhen die ohnehin schon alte Pfeife.
Die Erinnerung an dieses Unglück bleibt bis heute lebendig. Dieser und die nächsten Tage waren verdorben. Was nützte eine neue Pfeife? Sie hatte niemals so viel erlebt